

Vom schlechtem und rechtem Schweizerdeutsch [Schluss]

Autor(en): **Dettli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1946)**

Heft 12

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von schlechtem und von rechtem Schweizerdeutsch

von Paul Dettli

(Schluß)

Es ist aber doch richtig, daß Neuerungen irgendwelcher Art, auch wenn sie nicht unzweifelhafte Fortschritte sind, neuen Wörtern rufen. Dem werden wir uns nicht entgegenstemmen wollen. Solche Neulinge sollen sich mit ihrer Sonderbedeutung neben unsere schweizerischen Wörter setzen, nicht aber sie aus ihrem Geltungsbereich verdrängen dürfen. Manche halten sich gewissenhaft an diese Einschränkung. So gilt z. B. für das Schriftdeutsche „senden“ in der Volkssprache fast ausschließlich *schicke*. Nie bitten wir den Metzger, uns drei Paar Würste „z'sende“, nur z'schicke; wir „senden“ auch nichts durch die Post, sondern mir *schicked's*. Wenn wir aber den Pack am Schalter aufgeben, sagt der Beamte vielleicht: „*Si müend no de Absender druf schriibe*.“ Der Händler erwartet zwar e Sendig Schoggelade, aber auch sie wird ihm *gschickt* und nicht „gsendet“. Und doch wird seit etwa zwei Jahrzehnten auch in der Schweiz „gsendet“, mit kurzen Unterbrechungen vom Morgen bis in die späte Nacht von drei Landessendern und einem Kurzwellensender. Mit dem Radio sind „senden“ und „Sender“ in einer ganz bestimmten Sonderbedeutung ins Schweizerdeutsch eingetreten, jedem willkommen, da sie gar nicht Miene machen, sich in dem ganzen Bereich festsetzen zu wollen, den sie in der Schriftsprache innehaben.

Anderere Wörter kommen als Gäste, nehmen aber bald gleich Herren alle guten Plätze in Beschlag, und nur, was ihnen nicht gut genug ist, überlassen sie noch den ursprünglichen Besitzern. So hat es der „Schrank“ gemacht. Anfänglich kannte ihn das Schweizerdeutsch mit der Bedeutung Schranke. Kleider verwahrte man in einem ursprünglich liegenden Chaste. Im Bernischen hat der Wandchaste noch heute die Form einer Truhe, und der Schast ersetzt dort de ufrächt Chaste oder Chaste schlechthin der übrigen deutschen Schweiz. In einfachen Verhältnissen genügt ein solcher noch heute zur Verwahrung der Kleider. Setzt man aber in die Türe einen großen Spiegel ein, so verwandelt sich der Chaste in einen „Spiegelschrank“. Feuerfest und diebessicher ist kein Geldchaste, nur ein „Geldschrank“, obschon das gar nicht zu sei-

nem ursprünglichen Wesen als ein mit Gitterwerk (Schranke) verschlossener Raum paßt. Der Berner Bauer versorgt Geld und Geldeswert im Gänterli, das gleich französisch chantier von lateinisch canterius, Sparrwerk, ausgeht und genau dieselbe Bedeutungsentwicklung durchgemacht hat wie der Schrank. Dieser verdrängt allmählich den Chaste aus dem Wortschatz der Städter, denn er ist nicht nur vornehmer, er ist auch moderner. Den veralteten Tischaste ersetzt ein elektrischer „Chüelschrank“; ein Chüelchaste würde nicht in eine den heutigen Ansprüchen genügende Küche passen. Kostbare Bucheinbände kommen nur in einem mit Glastüren geschlossenen „Bücherschrank“ voll zur Geltung. Für die so bequemen Wandchäste der heimeligen alten Stube bieten weder das „Wohnzimmer“ noch das „Eßzimmer“ noch das „Herrenzimmer“ noch das „Boudoir“ noch der „Salon“ Raum; sie sind als „Wandschränke“ in ein besonderes „Schrankzimmer“ verwiesen. Bald wird nur noch der Güle- oder Bschüttichaste unangefochten weiterbestehen dürfen. Die Neigung, das aus der Schriftsprache übernommene Wort für feiner, eines wohlerzogenen Menschen würdiger zu halten als die echt schweizerdeutsche Entsprechung, ist eine der schlimmsten Gefahren, die unsere Mundart bedrohen. Wer sich scheut, in einem feinen Laden ein Strääl, e Chappe, Pöß oder Überstrümpf zu verlangen und dafür „Kamm“, „Mütze“ oder „Gamasche“ sagt, übt, wenn auch unbewußt, Verrat an seiner Muttersprache.

Wie ein technischer Fortschritt die Einbürgerung eines Wortes zur Folge haben kann, läßt sich an „Bremsen“ mit seinen Ableitungen „bremse“ und „Bremsen“ verfolgen. Ein Schweizer weiß, daß er darunter nicht die Stechfliege zu verstehen hat, denn das in der Schriftsprache gleich benannte, aber keineswegs verwandte Insekt nennen wir Brääme oder Breeme, d. h. Brummer. „Bremsen“ oder „Bremsen“ hat das Schweizerdeutsch aus dem Niederdeutschen übernommen, zunächst als die namentlich von Hufschmieden gebrauchte Bezeichnung für eine Vorrichtung zum Bändigen störrischer Pferde, bestehend in einem um Nase und Maul des Tieres geschlungenen und mit einem Knüttel zusammengedrehten Strick. In alten Mühlen diente eine „Bremsen“ dazu, den Umlauf des Hauptrades zu verlangsamen. Von da übernahmen die Eisenbahnen das Wort, und es verbreitete sich über das ganze deutsche Sprachgebiet und setzte sich bei uns an die Stelle der Spanni

oder Mechanik, die vordem an Wagen aller Art den Dienst der heutigen „Bremsen“ versehen hatte. Gewinn und Verlust heben einander aber nicht auf. Das Endergebnis solcher Angleichung an die Schriftsprache ist vielmehr allmähliche Verkümmern der Mundart.

Sie verarmt auch dadurch, daß ihr eigentümliche Wörter für einen Begriff immer mehr vernachlässigt werden gegenüber solchen, die sie mit der Schriftsprache teilt, wenn also z. B. „schnell“ alle bedeutungsverwandten Wörter überwuchert, so daß enandernoo, ernstig, ferig, fläät, fläätig, fruetig, gleitig, gnoot, de gnoot Weg, hantlech, hurtig, raaf, röösch, schiidig, schirrig, tifig, weidli und gewiß noch andere allmählich untergehen. Oder wenn ein im Essen unziemlich Wählerischer nur noch „heiggel“ und nicht mehr chogääß, eigeli, ehrloos, gschändig, gschandt, herrschlächting, schmäderfräßig oder uufrääß genannt wird, wobei man freilich nicht übersehen darf, daß alle diese nur Schweizerdeutschen Ausdrücke für „heiggel“ deutlicher als dieses einen Vorwurf in sich schließen.

Hat sich ein Schriftdeutsches Wort einmal in der Mundart festgesetzt, so kann man ihm nicht mehr die Türe weisen. Drum läßt man es ohne Not besser gar nicht ein. Unsere Kinder vergnügen sich auf einer „Schaufel“ nicht fröhlicher oder sicherer als auf einer Riiti oder Giggampfi; sie reiten auf einem Gampiroß ebenso stolz wie auf einem „Schaufelpferd“. Eine zu wenig gesalzene und gewürzte Suppe bleibt lees, liis, ööd, blööd, dachtloos, tochteloos oder uutuechtig, auch wenn man sie „faad“ nennt. Es verrät nicht mehr Gesittung, wenn man eine Türe „sacht“ schließt, als wenn man sie sanft oder sauft (das sind Schweizerdeutsche Entsprechungen zu dem niederdeutschen „sacht“) oder hübscheli, süüberli, süüferli oder hofeli zumacht. Genügt es nicht, wenn Kinder bäägged, bläägged, böögged, briegged, brööled, brüeled, flenned, flürzed, fümpeled, granned, gränned, grüined, haured, hürned, lätsched, pflänned, plääred, raagged, räägged, schreied, sürfled, sürmed, zanned, zänned, müssen sie auch „weine“, wie man immer öfter hören kann?

Manche der Mundart fremde Wörter verschaffen sich Eingang in einer Redensart oder in einer Zusammensetzung und gewinnen von da

aus weiter Boden. Auch wer vor seinem Hause nur eine Bsegi und kein „Pflaster“ duldet, kann in der Fremde wochenlang stellenlos „uf em Pflaster“ gewesen sein. Selbst die wenigen, die sich einen Totebomm als letzte Ruhestätte wünschen, haben vorher vielleicht geklagt, eine schwere Enttäuschung, die sie erlebt, sei ein Nagel in ihrem „Sarg“, nicht Totebomm. Auch wer „Staab“ als unschweizerische Benennung für einen Stäcke ablehnt und nie mit einem „Maßstab“, nur mit einem Meterstäcke mißt, kommt ohne „Buechstabe“ nicht aus und muß auch den „Generalstab“ gelten lassen. Ein Reiter kann ein Riitroß im Stall haben, aber kein Rennroß und nur bei einem „Pferderenne“, nicht bei einem „Roßrenne“ einen Preis gewinnen. Vielleicht würden wir noch heute eine schwere Last nur Schleife oder Schleipfe und würden nicht bis in entlegene Alpentäler dafür „schleppe“ hören, wenn ihm nicht die niederdeutsche Bezeichnung „Schleppsack“ für ein liederliches, schlampiges Frauenzimmer den Weg gebahnt und später die „Schleppe“ an Frauenröcken und fürstlichen Mänteln neuen Halt gegeben hätte. Für diese im 12. Jahrhundert aufgekommene Errungenschaft der Mode galt zwar bis in die frühneuhochdeutsche Zeit die Benennung Schwanz oder Schweif, seltener auch Schleif; jedoch die Schleppe trug über sie alle den Sieg davon, und auch wir Schweizer werden wohl in alle Zukunft manches „schleppe“ müssen. Wir verneinen ein Zeitwort unfehlbar mit nöd, nüd oder nid, aber das Abteil, wo man nöd darf rauche, nennen wir in der Mundartrede „Nichtraucherabteil“.

Auch fremde Beugungsformen verschaffen sich auf ähnliche Weise Einlaß. Die Mehrzahl von Ma a heißt Ma ne. Wenn sich aber eine Anzahl Ma ne zur Pflege des Gesangs zusammenfinden, wird en „Männerchor“ daraus. In der Schule hat man für die Chammblüemli den Namen „Männertreu“ in guten Treuen als schweizerisch aufgenommen. Sonst kommt die Mehrzahl Männer oder Menner nur in einigen Bündnertälern vor, und wenn in einer schweizerdeutschen vaterländischen Rede von „Männerbrust“ und „Männerstolz“ oder gar von „männermordende Schlachte“ gefaselt wird, weiß man, was von diesem Schweizerdeutsch zu halten ist, und dreht ab, wenn man am Radio zugehört hat.

Warum sind die „männermordende Schlachte“ besonders schlimm? Man könnte versucht sein, zu antworten, „weil im Schweizerdeutsch die

Zeitwörter kein erstes Mittelwort zu bilden vermögen". In der Tat kann man von der Schweizer Frau in ihrer Mundart nicht mit Schiller sagen: „Sie mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn und füllet mit Schätzen die duftenden Laden und dreht um die schnurrende Spindel den Faden", noch von dem Vater, daß er „mit frohem Blick von des Hauses weit-schauendem Giebel überzählet sein blühend Glück", noch von den Kindern, „sie kommen brüllend, die gewohnten Ställe füllend". Bei uns leitet kein Fuhrmann die Pferde auf dem Wagen stehend, sondern ständlige oder gständlige, Kinder schlitteln sitzlige oder gsitzlige im Gegensatz zu büüchlige. Und doch wäre es voreilig, zu behaupten, im Schweizerdeutsch komme das erste Mittelwort von Zeitwörtern nicht vor. Reste davon sind erhalten geblieben, insbesondere Ableitungen von gan = gehen, wie en durgände Gang, e durgändi Meinig, agänds Mai, usgänds Winter. Die letzten beiden sind ähnlich zu verstehen wie einstiges „währendes Winters", das dann in „während des Winters" zerlegt worden ist. Mit ähnlicher Trennung und Ersetzung des unbeliebten Wesfalls durch den Wemfall sagen wir heute von einem angehenden Siebziger, er sei agänds de Sibe zge. Das erste Mittelwort von gan steckt auch im Obsigend und Nidsigend des Mondes, im Widergente, d. h. dem Muskelkrampf der Glieder, und in dem Dingwort Abgänds für Abfälle. Auch von andern Zeitwörtern hat sich das erste Mittelwort ins Schweizerdeutsch eingeschlichen. Allgemein gebräuchlich ist 's falled Weh, en laufede Brunne, wachse de Moo; wogegen „befridigendi Leistige", „passendi Glegeheite", „rürendi Gschichte" usw. verdächtig ans Schriftdeutsch anklängen. Von den schlagfertigen Appenzellern vernimmt man keine „treffedi", sondern träfi Spröch. Im Schweizerdeutsch muß man gegen das erste Mittelwort immer mißtrauisch sein; es kennzeichnet oft den mit Recht vielverspotteten mundartlichen Redestil: „Selbstredend schenkt üseri übers Wohl der Gmeind wachendi Kommission diesem schwerwiegende Faktor gebührendi Aufmerksamkeit."

Ebenso wenig wie man aus der Unübersetzbarkeit der meisten ersten Mittelwörter der Schriftsprache schließen darf, sie seien dem Schweizerdeutsch überhaupt fremd, darf man verallgemeinern, was sich aus dem Sprachgebrauch der engern Heimat zu ergeben scheint. Wir übrigen Schweizer dürfen von den Baslerinnen nicht verlangen, daß

sie gleich unsern Mädchen und Frauen lismed, denn ihre Mundart kennt dafür nur das auch schriftdeutsche „stricke“. Man irrt, wenn man meint, in der Schweiz gebe es keine „Dieb“; die Gomsen gebrauchen das Wort für das in der ganzen übrigen Deutschschweiz geltende Schelm. Auch die Ansicht, jeder wohlgeratene Schweizer habe en Chopf, stimmt nicht; im Berner Oberland steht dafür Haupt, und im übrigen Bernbiet, im Entlebuch und im Solothurnischen darf man noch, ohne Anstoß zu erregen, vom Grind oder Gring reden. „Herr Pfarrer, der heit nadisch en unghüürige Grind“, rühmte ein Gemeindevorsteher voll Bewunderung. Unvernünftig glehrt hätte er den Pfarrer auch nennen können.

Sollten sich Ostschweizer bemühen, Haupt oder Grind für ihre Mundart zurückzugewinnen? Beides wäre gleich aussichtslos. Die Sprache läßt sich nicht willkürlich meistern. Wir können höchstens eine in der Richtung ihrer natürlichen Entwicklung liegende Veränderung zu fördern oder zu hemmen versuchen, aber nicht Wörter, mit denen wir bisher einen ganz bestimmten Gefühlswert verbunden haben, aus dichterischer Höhe beliebig in die Niederung der Alltagssprache zurückversetzen oder für roh und ungebildet geltende adeln, selbst wenn sie in andern Teilen unseres Landes anders eingeschätzt werden. Ein Ostschweizer, der daran Anstoß nimmt, wenn er in Bern mit „Ihr“ angeredet und als Gast zum Abhocke eingeladen wird, erregt Mißfallen. Wollte er aber diese bernischen Eigentümlichkeiten in seine heimische Redeweise einflechten, würde er sich lächerlich machen. Berner werden es uns nicht verübeln, wenn wir unsern Kindern Grind und hocke als derb verweisen. Daß ein Appenzeller bei einem Diplomatenessen in Berlin das Wort hocke in den Mund nahm, ist sicher nur einmal vorgekommen, wenn wahr ist, was von Minister Roth erzählt wird, der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Schweiz am kaiserlichen Hof vertrat. Er habe bemerkt, daß es die Frau Ministerin im Gespräch mit ihrem Tischnachbarn an der gebotenen Zurückhaltung habe fehlen lassen, und sie mit den halblauten Worten gemahnt: „Zischge, hock uf d' Schnore!“ Sie wird ihn verstanden haben, obschon sie nicht Franziska hieß und nicht eine Appenzellerin, sondern eine Zürcherin war. Dieses Beispiel zeigt, daß man ein unter der eigenen Gesellschaftsschicht stehendes mundartliches Wort gebrauchen kann, wie der Arzt am Kran-

fenbett das Fremdwort, um nicht auch von denen verstanden zu werden, die nicht verstehen sollen.

Wir sind einig darin, daß Schnore nicht aus einer guten Kinderstube stammt; darüber jedoch gehen unsere Meinungen auseinander, ob das Wort „Mund“ im Mund eines Schweizers unschweizerische Art verrät, ob also ein Zahnarzt nicht anders sagen dürfe, als: „Tüend Si's Muul uf, bitti!“ Wenn wir es für lobenswert halten, alte Wörter unserer Mundart neu zu beleben, dürfen wir uns auch zum Mund bekennen. Denn die Verkleinerungsform Müntschi und die Zusammensetzung Mümpfeli, nicht minder die Ableitungen münde, müntlech, das Mundstück einer Trompete sowie der in den Kantonen Appenzell, Bern und Luzern vorkommende Ortsname Gmünden lassen erkennen, daß Mund einst auch unserer Volkssprache geläufig war. Von Mundart ist in unsern Kreisen viel die Rede, auch in den genannten Schriftchen von Ernst Schürch und Traugott Meyer. Beide sagen nie Muulart, wohl aber auch Dialäkt, vielleicht gleich mir mit dem Unterbewußtsein, daß das echtere Mundart sei, aber sie wollen zur Belebung auch des Wortes Mundart wie der Mundart selbst beitragen. Viele, die Muul in manchen Anwendungen derb finden, werden ihnen dankbar sein dafür.

Manche werden sich auch nicht mehr zur Frau Baas oder Frau Bäsi oder zur Fumfer Baas befehlen lassen wollen, seit in ihrer Sprechweise nur die Schwätzbäsi lebendig geblieben ist. Für wichtiger und aussichtsreicher halte ich es, uns dafür einzusetzen, daß vielerorts aussterbende Wörter da erhalten bleiben, wo sie noch im Gebrauch sind, damit sie nicht weiter an Boden verlieren, eher sich festigen. Um dies zu erreichen, müssen wir aufs Land gehen und nicht glauben, wir würden dort kein Verständnis finden. Der Heimatschutz hat unter den Bauern viele opferwillige Anhänger; dafür zeugen stilschlecht erneuerte Häuser selbst an abgelegenen Orten. Auch der sprachliche Heimatschutz steckt vielen im Blut und macht sie unempfänglich für modische Nachäffungen. In ihrer Stube ist kein Platz für eine „Kautsch“ oder „Gusch“ oder wie man das Ding aussprechen und schreiben mag. Zu kurzer Ruhe legt sich der Bauer auf das viel ältere Guutsch, das auch Gulenzer, Britsche, Lotterbett, Suulbett oder Ruebett heißen kann und nichts zu tun hat mit dem ähnlich benannten Fuhrwerk. Bauern, die

ihrer Väter Art treu geblieben sind, bereiten keine „Butter“, sondern Anke oder z. B. im Toggenburg heute noch Schmalz. Es ist aber fast keine Nachfrage danach; denn nicht nur städtische Kunden verlangen immer allgemeiner „Butter“. Anke hat noch mehr Anhänger als Schmalz, das viele nur für eingekochte Butter gelten lassen wollen; allein auch im Gebiet des Ankens heißt eine damit bestrichene Brotschnitte viel häufiger „Butterbrot“ als Ankebrut oder Ankebrüütli. Es wäre ein vergebliches Bemühen, Anke oder Schmalz für die ganze deutsche Schweiz zurückgewinnen zu wollen, aber wo sie einem noch begegnen, wird man sich darüber freuen wie über eine fleidsame Tracht. Tiefen Eindruck hat es mir gemacht, daß im toggenburgischen Neckertal und sicher auch weiterhin, wo erst die Anbaupflicht zu dem längst nicht mehr geübten Ackerbau zurückgeführt hat, für pflügen sofort wieder das altehrwürdige eere lebendig geworden ist, neben achere. Wenn wir auf die Sprache der Bauern horchen, werden wir Freude erleben; wenn wir sie nach Gebühr werten, werden wir Freude bereiten und auf die wirksamste Weise sprachlichen Heimatschutz treiben. - Unsere gemeinsame Wanderung endet auf dem Lande, also da, wo währschafter Schweizerbrauch und unverfälschte Schweizer Sprache noch am festesten verwurzelt sind. Lassen wir uns angelegen sein, daß die Stadt am Lande gesunde und nicht das Land am Beispiel der Stadt entarte.

Die vorstehenden Ausführungen werben für gutes Schweizerdeutsch und wollen den Sinn dafür schärfen. Sie wenden sich gegen jene Mischsprache, die dadurch zustande kommt, daß man unschweizerische Wörter und Wendungen mit schweizerdeutschen Lauten und schweizerdeutschen Endungen spricht, und die leider von allzu vielen für Schweizerdeutsch ausgegeben und als solches hingenommen wird. - „Für das Schweizerdeutsch“ heißt aber nicht „gegen das Schriftdeutsch“. Dieses darf keiner vernachlässigen, der am geistigen Leben teilhaben will. Von der Beherrschung der Schriftsprache hängt sehr oft der Lebenserfolg und die gesellschaftliche Stellung ab. Darum kann unsere Losung nur sein: sorgfältige Pflege der Mundart und der Schriftsprache!